



Glaubenssachen

Sonntag, 10. Oktober 2021, 08.40 Uhr

Identität und Religion
Über ein Spannungsfeld aus christlicher Perspektive
Von Petra Bahr

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

„Wie kannst Du als Bratschistin nur mit diesem Heavy-Metal-Freak zusammen sein?“ Unverständnis in der Stimme der Frau am Vierertisch gegenüber, neulich im ICE. Noch bevor das Gegenüber antworten kann, denkt die Fragende laut weiter. „Vermutlich redet ihr nie über Musik?“ „Ganz im Gegenteil“, sagt die Befragte. „Wir hören zusammen immer die Musik, die wir nicht leiden können.“ Es gibt Dialoge, die muss man einfach belauschen, weil sie so bemerkenswert sind. Dieser gehört dazu. Sich verschiedenen Musikstilen verschrieben zu haben ist fürs Liebesglück nicht erheblich, auch wenn die junge Frau, die da von einer Kollegin unter Rechtfertigungsdruck gerät, offenbar Profimusikerin ist. Es ist die Antwort der Bratschistin, die im Kopf bleibt. Es hätte mehrere andere übliche Reaktionen gegeben. „Wir sprechen nicht über Musik“, wäre die eine. Die Differenz einfach ausklammern. Oder sich auf ein höheres Gemeinsames beziehen. „Hauptsache, er mag Musik.“ Dann wäre da noch die Variante des gehobenen Feuilletons: „Wir arbeiten am Crossover der Musikstile.“ Wird bei der Kombination nicht einfach, aber sogar sowas gibt es schon, Streichquartette, die berühmte Heavymetal- Stücke interpretieren. Die Frau am Nachbartisch entscheidet sich dafür, die Differenz als Form der Nähe entdecken zu wollen.

Über Geschmack lässt sich bekanntlich nicht streiten, trotzdem steckt in dem leicht dahingeworfenen Satz der Ansatz eines Gesellschaftsmodells, das gerade ziemlich unter Druck gerät: die Zumutung des Anderen, den man nicht versteht und dessen Lebensstil man nicht teilt, nicht zu bekämpfen, sondern als Form der Beziehung zum Anderen zu akzeptieren. Das Unverständnis in der Frage der Freundin, dieses mehrmalige ungeduldige Nachbohren zeigt, wie ungewöhnlich die Lösung ist, die die beiden Verschiedenen in ihrem Miteinander gewählt haben. Sich einander in seiner Andersartigkeit zuzumuten. Im Trend liegen Selbstvergewisserungsgemeinschaften, die einander nur noch im Modus der Abgrenzung begegnen. Die sozialen Medien heizen diese Sehnsucht nach Abgrenzung an. Das Wort, das sich für diese Entwicklung eingebürgert hat, heißt „Blase“ und ist viel zu nett, denn eine Blase lässt sich mit einem gezielten Stich zerstören. Sie fällt leicht in sich zusammen und verletzt nicht mal jemanden beim Einsturz. Die Abschottungsmilieus, die nur noch sich selbst und ihre Wahrheit kennen, sind längst zu Parallelgesellschaften aller Art geworden, in denen Anders-denkende nicht mehr als Gegner, sondern als Feinde wahrgenommen werden. Es mag sein, dass die Monate des Wahlkampfes dieses Bedürfnis verstärkt haben. Wer sich durchsetzen will, muss schrill sein, laut, Übertreibung oder die Fokussierung auf Nebensächlichkeiten, gehören zum Wahlkampfesound, ständig werden Bekenntnisse verlangt. Dabei geht es gar nicht um letzte Dinge, sondern um Fragen der Problembeschreibung und möglicher Lösungen vieler kleiner und auch ein paar sehr großer Fragen. Auch die Pandemie hat sicher ihren Beitrag geleistet zur Verschärfung des Umgangstons. Wir sind es nicht mehr gewohnt, Menschen zu begegnen, denen wir nicht ausdrücklich begegnen wollen. Die öffentlichen Plätze und Räume waren lange leergefegt, Zufallsbegegnungen am Rande des Alltags mit denen, die anders aussehen, anders riechen, anders reden, beschränkten sich auf Supermarktbesuche oder berufliche Begegnungen. Eine entleibte Gesellschaft, die sich hinter Bildschirmen begegnet. Wie will man sich auseinandersetzen, ja sogar streiten, wenn der Ausschalt-Button nur einen Klick entfernt ist? Bei einem guten Essen mit Freundinnen und Freunden kann es schon mal laut hergehen. Da mag auch mal jemand in der Hitze des Wortgefechts wütend den Raum verlassen. Für

Versöhnung in der Küche bei einem letzten Getränk ist immer noch Zeit. Die künstliche Trennung von intellektueller Auseinandersetzung und körperlichem Wohlgefühl hilft nicht dabei, die Anderen mit ihren anderen Überzeugungen, ihren anderen Argumenten, ihren anderen Entscheidungen an sich ranzulassen. So werden Medien zum künstlichen Austragungsort von Debatten, die am eigenen Vereinstisch nicht stattfinden konnten. Das Unbedingte, das sich in Forderungen eingeschlichen hat, der Zustand des Verdachtes, dieses Lauern auf Fehler oder auch nur die Bequemlichkeit, die sich scheut, überhaupt miteinander zu diskutieren, wenn man es hinter dem Rücken derer, die es anders sehen, so viel leichter klären kann, hat auch etwas mit denen zu tun, die das Gesellschaftsklima mit ihren Verschwörungsgeschichten vergiften. Mit dämonischer Energie verwandeln sie Lügen in Wahrheiten und streuen sie geschickt. Sie haben sich in ihrem Cocon aus Kränkung, Wut und Umsturzphantasien eingewickelt. Radikalisierung bis hin zur Gewalt nehmen bei denen, die mit dem irreführenden Begriff der Querdenker beschrieben werden, offenkundig zu. Dabei bräuchte es Menschen, die sich trauen, die Dinge aus anderen Perspektiven zu betrachten und neue, nie gehörte Zugänge auszuprobieren. Doch die meisten Menschen, das zeigen Umfragen, sind dankbar und zufrieden, in einer so freien Gesellschaft leben zu können. Sie trauen der Demokratie und finden die Möglichkeit, so zu leben, wie sie es wollen, wertvoll und erhaltenswert. Doch der Umgang mit Pluralität ist schwieriger geworden, je vielfältiger die Gesellschaft geworden ist. Das Verbindende scheint nur noch die Freiheit zu sein, die das Anderssein ermöglicht. Da wird die eigene Überzeugung schnell mit einem quasireligiösen Furor vorgetragen, obwohl es gar nicht um letzte Dinge geht, sondern manchmal nur um die Frage, ob eine Straße gebaut oder ein Dach saniert, eine Kirche abgerissen oder ein Kindergarten errichtet wird. Gestaltungsfragen werden so mit der eigenen Lebenssituation verknüpft, dass die Perspektive der jeweils anderen nicht nur als falsche, sondern als bedrohliche, das eigene Leben in Frage stellende Position wahrgenommen werden kann. Sachfragen bekommen so eine existentielle Dimension, aus Diskussionsforen werden Kampfarenen, in denen es scheinbar nur noch ums Überleben geht. Diese hochemotionale Aufladung von Sachkonflikten hat auch mit der Einschätzung der eigenen Position zu tun. Wenn die Welt nur noch vom Standpunkt des Ich aus zu verstehen ist, dann wird jede noch so kleine Frage zu einer Machtprobe, „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ Aus einem mutigen Akt des Widerstandes wird eine Dauerhaltung. Wo ich bin, da ist die Wahrheit! Diese Entwicklung, die Absolutheitsansprüche in Bereiche verlagert, in denen es letztlich ohne weltanschaulichen Ballast ebenfalls möglich wäre, Lösungen zu suchen, hat durchaus mit Religion zu tun. Wenn der Himmel leer ist, füllt das Subjekt selbst sich mit dem Anspruch des Absoluten. So kann eine Alltagsfrage, sei sie klein oder groß, sich in ein Bekenntnis verwandeln. In Bekenntnissen geht es nie nur um das, was inhaltlich ausgesprochen wird. Entscheidend wird die Instanz, die spricht, die Bekennerin, die, so ihre Position im Leben bestimmt. Die Säkularisierung, die mit einer beschleunigten Entkirchlichung einhergeht, verlagert letzte Deutungsansprüche in weltliche Auseinandersetzungen. Eine Kritik des Absolutheitsanspruchs, adressiert an die eigene Gruppe, die eigene Überzeugungs-gemeinschaft, die eigene Kohorte, wird immer schwerer zu formulieren, weil es keine Perspektive von außerhalb mehr gibt, der als Instanz diese Kritik überhaupt zugestanden würde. Dabei bräuchte die religiöse Aufladung des Ichs, seiner

Moral und seiner Weltsicht eine Form der Religionskritik neben sich. Die Einsicht, dass die Wahrheit, die sich mit der Vokabel Gott verbindet, den Menschen letztlich entzogen bleibt, geht verloren. Dabei ist diese Einsicht die wohl wichtigste Demutsübung aller Religion: Wo ein Gott ist, weiß sich der Mensch in einem Anderen gegründet als sich selbst. Weil dieser Grund dem Zugriff und der Verfügung entzogen bleibt, ist auch der Anspruch, die Wahrheit über die Welt zu kennen, vermessen und maßlos. Wahrheit, auch die religiöse Deutung, ist und bleibt vorläufig, tastend, fehlerhaft. Sie ist keine Verfügungsmasse. Diese Demut, die auch dem christlichen Glauben eingeprägt ist, hat das Christentum als weltliche Gestalt oft nicht entsprochen. Der Absolutheitsanspruch von Konfessionen und ihren Anführern zieht eine fürchterliche Blutgeschichte hinter sich. Im Namen des christlichen Glaubens haben Menschen Ordnungsregime gestützt, die Menschengruppen unterdrücken und bevorzugen, verdammen oder heiligsprechen. Diese unselige Geschichte des Missbrauchs einer Wahrheit, auf die man vermeintlich permanenten Zugriff hat, gehört zur Geschichte des Christentums dazu. Dass die göttliche Wahrheit im Tiefsten entzogen bleibt und deshalb demütig macht, vorsichtig, suchend, hat sich in ihrer historischen Gestalt zu einer Schuldgeschichte des Hochmuts verkehrt. Das beginnt mit dem Antijudaismus und endet nicht bei der Unterdrückung ganzer Völker. Mit diesem Anspruch wurde Gewalt, Umerziehung und eine Art theologischer Rassenlehre genauso geduldet wie die Zurechtweisung der Ansprüche von Frauen, gleichberechtigten Zugang zu allen Ämtern zu haben. Das Christentum, das eigentlich die gleiche Anmut und Würde aller „nach dem Bilde Gottes“ im Zentrum hat, einen Gott, der sich in einem schwachen, leidenden Menschen zeigt, wird zu einer Sortieranstalt, in der es ein Oben und ein Unten ohne Verbindungstüren gibt, Menschengruppen stehen getrennt voneinander unter dem Kreuz. Die Sehnsucht nach einer Ordnung, in der das Stabile wichtiger als das Gerechte wird, hat den Erfolg des Christentums befördert und seine Botschaft immer wieder verdunkelt. Wenn Jesus sagt: „Ich bin die Wahrheit und das Leben“, dann geht dieser göttliche Anspruch nicht einfach auf die über, die sich mit diesem Namen verbinden. Was für ein Missverständnis. Auch die Überlegenheit des Christentums selbst, das Minderheiten, abweichende theologische und religiöse Praxis oft genug nicht mit dem Wort, sondern mit dem Schwert bekämpft hat, muss vom Kerngedanken des christlichen Glaubens her befragt werden. Es gibt frühe Spuren in biblischen Texten, die den schweren Umgang mit Differenz, mit dem Anderssein, in einen Horizont stellen, der es zumindest theoretisch hätte möglich machen können, ohne die herrschaftsnahen Ordnungslogik auszukommen. Im Brief an die kleine christliche Gemeinde in Galatien ist eine Perspektive angedeutet, die die Verschiedenheit als Verbundenes so denkt, dass die Unterschiede keine Rolle mehr spielen: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau, denn ihr seid allesamt einer in Christus“. Lange ist dieser Text nicht nur als Legitimierung, sondern auch als Begründung einer natürlichen Ordnung gebracht worden. Die Unterschiede, die in der antiken Welt schon gelten, sind nur im Christusbekenntnis aufgehoben und können ansonsten bleiben. Es gibt aber auch die gegenläufige Auslegungstradition. Weil die Verbindung der Verschiedenen im Christusbekenntnis alle bestehenden Unterschiede geringer werden lässt, können diese Unterschiede von Stand, Geschlecht, Herkunft keine Rolle mehr spielen. Kein Wunder, dass dieser Text für die, die gegen Antisemitismus, Rassismus oder

Frauenfeindlichkeit kämpften und immer noch kämpfen, zu einem Schlüsseltext geworden ist. Die einzige Identität, die in religiöser Hinsicht relevant ist, ist die christliche, allerdings gerade nicht als Zeichen der Überlegenheit, sondern der Selbstzurücknahme, der Befragung, der Offenheit für die, deren Anderssein eben kein Grund für Geringschätzung ist.

Für die gegenwärtigen identitätspolitischen Auseinandersetzungen könnte deshalb der christliche Glaube durchaus Hilfestellungen leisten. Neben der kritischen Aufarbeitung der ungerechtfertigten Selbstermächtigung zum Absoluten könnte vielleicht auch die problematische „Schubladisierung“ in den Blick geraten. Es sortieren sich Menschen ja nicht nur selbst zu einer Gruppe, in der sie sich wiedererkennen, mit der sie gemeinsame Anliegen haben. Menschen werden auch sortiert. So kommt es, dass man sich kaum noch raushalten kann. „Team A“ oder „Team B“, wird gefragt – und es geht nicht um Fußballmannschaften. Schon gar nicht darf man „beide“ sagen, denn deren Anliegen stehen sich diametral gegenüber. So scheint es jedenfalls. Bei mir ist das mit der Identität, vor allem der von außen zugeschriebenen, so eine Sache. Ich bin Christin. Frau. Mutter. Freundin. Habe politische und ästhetische Präferenzen, Meinungen, Urteile. Ich bin weiß, privilegiert, bevorzugt, ohne Grund. Allerdings ist meine Identität nicht statisch, sie hat sich oft gewandelt, nicht nur die Rolle und das Selbstbild, auch Überzeugungen, Geschmäcker und Erfahrungen. Gemessen an dem Leid, das vielen Frauen geschieht, bin ich ein Glückskind. Trotzdem könnte ich auch Geschichten der Marginalisierung erzählen, Verletzungen und Angriffe durch Männer, die immer noch glauben, ihnen gehöre die Welt, durch Lehrer, die fanden, Mädchen könnten nicht gut in Mathe sein. Selbst als mehrfach Privilegierte könnte ich Wutgeschichten erzählen und muss das auch, um der Jüngeren willen, die nach mir kommen. Bin ich schon Feministin oder gar Verräterin der feministischen Sache? Selbst Gruppenlogiken zerfallen, wenn man sehr nah ran geht, in lauter Untergruppen und Abspaltungen von Untergruppen. Identität ist kein feststehendes Etwas. Es wandelt sich und wächst vor allem in einem Resonanzraum, in dem Andere anders sind, im Gespräch, ja sogar im Gesprächsabbruch, wurde ich, die ich jetzt bin. In der Reibung an der Differenz, in der Befragung der eigenen Werte, durchs Kennenlernen anderer Lebensmodelle bin ich, die ich bin, eine Momentaufnahme. Selbst das, was vermeintlich feststeht, ändert sich. Mein Leben als Christin, meine Existenz als Frau sind nicht mehr, was sie vor zwanzig Jahren waren. Wie andere mich sehen, ist noch mal eine andere Sache. Identität, als Suche, mal verzweifelt, weil das Ich so flüchtig ist, mal mit Spaß, weil das Spiel der Identitäten zum Ausprobieren verleitet, nicht nur in der Umkleidekabine mit der guten Freundin. Nicht mal authentisch muss ich sein.

Der Furor des Authentischen, der sich unangreifbar macht, ist ja eher Teil des Problems, das Unbedingte, das schon deshalb Recht haben muss, weil es als stimmig erlebt wird. Dabei gibt es sogar die Momente, wo man nicht mit sich selbst übereinstimmt, Zeiten des Haderns, mit heftigen Zerwürfnissen zwischen unterschiedlichen Stimmen im eigenen Kopf. Wer will, wer kann ich sein, angesichts derer, die mich mit ihrer Andersartigkeit provozieren, Infragestellen oder einfach nur nerven? Ich brauche Gemeinschaftserfahrungen auch, um gerade nicht in ihnen aufzugehen. Dass Menschen sich mit einem gemeinsamen Anliegen verbünden und gegen handfeste Ungerechtigkeiten kämpfen, dass Marginalisierte oder an den Rand

Gedrängte Gerechtigkeit fordern, Aufmerksamkeit für ihre Sache, gehört zu einer pluralen Gesellschaft, in der das Vielfältige längst noch nicht gleich behandelt wird. Die zerstörerische Kraft dieser emanzipatorischen Entwicklung entfaltet sich erst mit dem Furor, der jegliches kritisches Fragen schon als Angriff bewertet. Die Polarisierung liegt gar nicht in den Anliegen, sondern in der Art, wie diese Anliegen vorgebracht und diskutiert werden. Es ist Zeit für eine Kultur der Sondierung. Was geht, mit denen, mit denen man nicht einig ist und die den eigenen Lebensstil nicht teilen? Kompromisse und Konsense gelten oft als Akt der Selbstpreisgabe, als würden Zugeständnisse in der Sache die eigene Identität gleich mit über Bord werfen. Dabei wäre die alte Unterscheidung von Person und Werk ein guter Anfang. Eine Position abwegig finden, ohne die, die sie vertreten, sofort zu diffamieren, Höflichkeit einzuüben, wo Freundschaft unmöglich ist, eine respektvolle Halbdistanz gegenüber denen, die ich nicht verstehe – vor allem die Einsicht, dass ich selbst bei stärksten Überzeugungen unter Umständen die Wahrheit nicht gepachtet habe. Sondierung statt Polarisierung, das passt gut in die Zeit nach dem Bundestags-wahlkampf und in eine Zeit, in der viele von den emotionalisierten Auseinandersetzungen erschöpft sind: einfach mal gucken, was geht, am besten vertraulich und ohne Erwartungen an große Versöhnungsgesten, aber mit der unbequemen Frage im Kopf: „Was wäre, wenn die andere diesmal Recht hätte?“

* * *

Zur Autorin:

Dr. Petra Bahr, evangelische Theologin und Regionalbischöfin für den Sprengel Hannover der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers